
Deutsche Literatur

Eine Sozialgeschichte

Herausgegeben von
Horst Albert Glaser

**Aus der Mündlichkeit
in die Schriftlichkeit:
Höfische und andere Literatur**

750–1320

Band **1**

Herausgegeben von
Ursula Liebertz-Grün



Rowohlt

Der Herausgeber dankt der Universität Essen für die finanzielle Förderung des Projekts.

Einige Artikel mußten leider gekürzt werden, um Überschneidungen zu vermeiden und um den vorgesehenen Umfang des Bandes einhalten zu können.

Zitate werden durch die in Klammern gesetzten Ziffern nachgewiesen. Hierbei bezieht sich die erste Ziffer auf die Titelnummer der Bibliographie, die der Anhang enthält, während die zweite, *kursiv* gesetzte Ziffer die Seite im zitierten Titel angibt.

Originalausgabe
Redaktion Burghard König
Umschlaggestaltung Werner Rebhuhn
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 1988
Copyright © 1988 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz Times (Linotron 202)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
1980-ISBN 3 499 16250 4

Volker Mertens

Alte und neue Prosa

Als in den Jahren zwischen 1190 und 1195 der alte Herzog Heinrich der Löwe (1129 bis 1195) nach seiner Rückkehr aus dem Exil seinen Capellanen den Auftrag gab, den *Lucidarius*, eine geistliche Weltkunde, abzufassen, machte er die Auflage, den Inhalt lateinischen Schriften zu entnehmen und das deutsche Werk nicht in Reimen abzufassen; denn sie «ensolden niht schriben wan die warheit, alz ez ze latine steit». Das Mißtrauen gegen den schönen Klang der Versdichtung ist alt, und das Bedürfnis nach der Prosa, das sich hier äußert, dient einerseits der Vergewisserung, daß die lateinischen Vorlagen ohne versbedingte Erweiterung und Veränderung wiedergegeben werden, andererseits der Abgrenzung der geistlichen Lehre von der höfischen Dichtung mit ihrem auf die Erzählung bezogenen Wahrheitsanspruch.

Prosa ist auch die Sprachform des am ehesten vergleichbaren Werkes, des sogenannten *Physiologus*, der Übersetzung einer lateinischen «theologischen Tierkunde», der *Dicta Chrysostomi*. Die tatsächlichen und fabulösen Eigenschaften der Tiere werden durch allegorische Ausdeutung auf die christliche Heilslehre bezogen: Das Einhorn läßt sich nur im Schoß einer Jungfrau fangen, und das bedeutet, daß Christus in der Jungfrau Maria Mensch wurde. Die älteste Übersetzung, um 1070 entstanden, übersetzt die lateinische Vorlage gekürzt und im Auszug; in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts entstand eine ungekürzte Verdeutschung, die zwischen der *Wiener Genesis* und *Exodus* als ein Anhang zur Schöpfungsgeschichte überliefert ist: Diese Stellung kennzeichnet den theologischen Anspruch der Naturlehre, der dem des *Lucidarius* vergleichbar ist. Der *Physiologus*, vornehmlich in seinen lateinischen Fassungen (die deutschen waren wenig verbreitet), lieferte später ein in Morallehre und Predigt sowie in weltlicher Dichtung vielgenutztes Vorbild für die exemplarische Auslegung von Tierdarstellungen. In der späteren Millstätter Handschrift paßt dann ein Bearbeiter nicht nur die *Wiener*

Genesis stilistisch an die *Exodus* an, sondern setzt auch den *Physiologus* in Verse um: Die Prosa erschien ihm zwischen den beiden Versdichtungen unpassend, die höherrangige Form der Präsentation christlicher Heilslehre für die Laien blieb der Vers. Der bewußte Entscheid für die Prosa im *Lucidarius* war zwar nicht singulär, sondern knüpfte an die Tradition an, Weltkunde von der Dichtung abzugrenzen; er war aber doch programmatisch.

Die wichtigste Vorlage ist wohl eine in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Regensburg entstandene moderne systematische Heilslehre in Dialogform, das *Elucidarium* des Honorius Augustodunensis (um 1080 bis um 1150). Gott, die Erschaffung des Menschen, Sündenfall, Menschwerdung und Erlösung enthält das erste Buch, das zweite die Kirche als Heilsinstitut mit der Sakramentenlehre, das dritte die Eschatologie. Eine derart systematisierte Darstellung, die vornehmlich pastoraler Wissensvermittlung dient, gab es in deutscher Sprache nicht, ebensowenig die didaktische Vermittlungsform des Dialogs. Herzog Heinrich schloß sich mit der Wahl der Prosa der Tradition der deutschen Predigt an, und die Gebrauchsfunktion des *Lucidarius* mag in der Tischlesung bei der herzoglichen Tafel nach klösterlichem Muster bestanden haben – nicht jedenfalls in festlich repräsentativem Vortrag wie dem der von Heinrich in Auftrag gegebenen Epen (*Rolandslid*, nach 1172; wohl auch *Herzog Ernst*, um 1180). Wir kennen aus der Chronik Gerhards von Steteburg die Gewohnheit des Herzogs, sich nachts aus Geschichtswerken vorlesen zu lassen – auch diese Form der <Privatlektüre> ist für den *Lucidarius* vorstellbar: eine Existenzform zwischen der gemeinschaftsstiftenden weltlichen Versdichtung und der theologischen und fachlich-programmatischen <Gebrauchsliteratur>.

Heilkundliche Fachprosa

Die älteste deutschsprachige <Fachprosa> im weltlichen Bereich gehört zur Heilkunde. Diese wurde einerseits in den Klöstern praktiziert, wo die lateinischen Fachschriften ihre Grundlage bildeten; andererseits waren handwerksmäßig ausgebildete Laien medizinisch tätig, vor allem im Bereich der Chirurgie und Geburtshilfe. Daneben gab es die Universitätsmedizin, die vor allem für innere Krankheiten zuständig war; ihr Schrifttum war lateinisch. Aus dem Bereich der Volksmedizin stammen die früh aufgezeichneten Zauber- und Segensformeln (teils in Versen, meist in Prosa) als Beispiele einer magischen Therapie. Demgegenüber hat die heilkundliche Fachprosa durchaus naturwissenschaftlichen Charakter. In ihr mischen sich zunächst antike gelehrte Traditionen mit praktischem Wissen. Die Bedürfnisse der deutschen Wundärzte nach der Bewahrung und Überlieferung von Fachwissen schlug sich in der Fixierung deutschsprachiger Rezepte nieder, sei es für Medikamente, sei es für Prozeduren.

Nachdem schon aus dem 8. Jahrhundert mit den beiden *Basler Rezepten* deutsche Texte als Übersetzungen lateinischer Vorlagen überliefert sind, kennen wir aus den folgenden drei Jahrhunderten allenfalls interlinear glossierte lateinische Rezeptbücher. Im späten 11. Jahrhundert entstanden dann im deutschen Süden mehrere deutsche Rezeptare, darunter das *Arzenibuch Ipcratis* mit über sechzig Heilanweisungen auf der Basis der frühmittelalterlichen lateinischen Rezeptliteratur. Die Sammlung verbreitete sich rasch im ober- und mitteldeutschen Raum. Etwa zur gleichen Zeit entstand das *Innsbrucker Arzneibuch*, das der lateinischen Herkunft der Rezepte noch stärker verpflichtet ist, denn es mischt Deutsch und Latein in unsystematischer Weise. Es scheint von einem Klerikerarzt für den Gebrauch der Patientenberatung an der Klosterpforte geschrieben zu sein. Wie das *Arzenibuch* ist es nach dem alten Schema der Krankheiten «vom Scheitel bis zur Sohle» angeordnet. Dem gleichen Zweck diente das in den ältesten Handschriften mit dem *Innsbrucker Arzneibuch* verbundene *Innsbrucker (Prüler) Kräuterbuch*, in dem die Anwendung und Wirkungsweise von achtzehn Drogen, beginnend mit einheimischen Pflanzen, genannt wird. Wegen der Anordnung nach Pflanzen zählt man dieses Werk nicht zu den Rezeptaren, obwohl in der späten Überlieferung der Text darin aufgeht. Noch ins 12. Jahrhundert gehört das *Benediktbeurer Rezeptar*, das sich in einzelnen Rezepten bis in die Drucküberlieferung erhält, die bis ins 17. Jahrhundert reicht.

Wichtiger und wirkungsträchtiger ist der zeitgleich entstandene sogenannte *Bartholomäus* aus dem mitteldeutschen Raum, nach Aussage des Autors eine wörtliche Übersetzung eines lateinischen Buchs des *Bartholomäus*. Das ist jedoch eine Fiktion; der Text ist kompiliert aus älteren und jüngeren lateinischen Fachbüchern, darunter dem salernitanischen *Kurzen Harntraktat* (zwischen 1160 und 1170), und verdankt seinen Erfolg seinem kompilatorischen Charakter: Er enthält die diagnostisch wichtige Harnschau, Rezepte nach Heilanzeigen anatomisch geordnet, sowie pharmazeutische Traktate. Der *Bartholomäus* wurde das wichtigste medizinische Handbuch des 13. und 14. Jahrhunderts; die Überlieferung ist entsprechend gebrauchsbefugten und bewahrt in keiner Handschrift die ursprüngliche Gestalt, vor allem die Rezepte werden in Gruppen oder auch einzeln herausgelöst und in andere Rezepte integriert. Während dieses Werk noch stark auf der alten Klostermedizin beruht, entsteht zu Beginn des 13. Jahrhunderts das *Deutsche salernitanische Arzneibuch* auf der Basis der akademischen Fachliteratur der Schule von Salerno, die nicht nur den deutschen gelehrten Ärzten, sondern auch den handwerklichen Laienärzten zugänglich gemacht werden soll. Daher ist die Auswahl auf Diagnose (Harntraktat) und Therapie (Diätetik, Drogenkunde) ausgerichtet. Zur gleichen Zeit wurde auch der lateinische *Macer floridus*, eine Heilkräuterkunde in Hexametern, in deutsche Prosa übertra-

gen, wahrscheinlich im thüringisch-meißnischen Raum, wo das Apothekenwesen ein frühes Zentrum hatte. Als Benutzer kommen neben den Apothekern auch Kloster- und Laienärzte in Frage. Der Text hatte eine große Wirkung vor allem im 15. Jahrhundert und ging in andere medizinische Werke ein, so in das vor 1348 entstandene Arzneibuch Ortolfs von Baiernland und in den *Gart der Gesundheit*. Die frühen heilkundlichen Texte wurden so in vielfach wechselnder Gestalt bis in die Neuzeit tradiert; diese Form der Bewahrung entspricht dem Status der Medizin als praktischer Erfahrungswissenschaft.

Rechtsschriften

Auch das Bedürfnis nach Rechtsschriftlichkeit in der Volkssprache ist schon in althochdeutscher Zeit bezeugt, auch hier finden wir Möglichkeiten, die erst Jahrhunderte später wieder neu realisiert werden. In die Anfangszeit Karls des Großen (742/43 bis 814) führen drei Urkunden, in denen die Grenzen von Gebieten festgehalten werden: die *Hammelburger* und die beiden *Würzburger Markbeschreibungen*. Erst im 13. Jahrhundert gibt es seit dem Mainzer Reichslandfrieden von 1235 eine zunehmend deutschsprachige Urkundenfähigkeit. Auch ein deutsches Rechtsbuch entsteht unter Karl dem Großen als Übersetzung der lateinischen *Lex Salica* wohl im ersten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts, die Sprache greift auf Stilelemente der germanischen Rechtssprache (Stabbindung) zurück. Die Übersetzung, von der nur ein Doppelblatt erhalten ist, geht auf Karls Bestrebungen zurück, die Volkssprache zur Verbreitung rechtlicher und religiöser Kenntnisse einzusetzen.

Erst 1225/35 entstand wieder ein Rechtsbuch in deutscher Sprache: der *Sachsenspiegel* des Eike von Repgow (1180/90 bis nach 1233). In der zweiten gereimten Vorrede (vgl. *Lucidarius*) nennt er die Absicht seiner Arbeit: Er will das überkommene Recht zusammenstellen und bewahren, auf Anregung seines Lehnsherrn, Graf Hoyer von Valkenstein, habe er die ursprünglich lateinisch niedergeschriebene Fassung ins Deutsche übertragen, das heißt in die Sprache seiner Heimat, des Elbe-Saale-Gebiets, ins mitteldeutsch beeinflusste Niederdeutsch. Er war lateinisch gebildet, kannte das kanonische Recht und besaß Erfahrung in der heimischen Rechtspraxis, für die er das Werk auch geschrieben hat. Er zeichnet jedoch nicht nur geltende Rechtsgrundsätze auf, sondern reflektiert auch über das Wesen des Rechts, das er in Gott gegründet sieht, über das Verhältnis von geistlicher und weltlicher Macht (Zweischwertertheorie), über die Freiheit aller Menschen (Landrecht III, 42). Obwohl er keine normativen Absichten hatte, beeinflusste der *Sachsenspiegel* dank seiner Verbreitung (270 Handschriften) in Nord-, Mittel- und Ostdeutschland die Rechtsentwicklung erheblich; er galt in einzelnen Gebieten bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts als zusätzliche Rechtsquelle.

Das älteste große deutschsprachige Prosawerk, das nicht auf lateinischer Grundlage beruhte, wurde für Süddeutschland die Basis eigener Rechtsbücher, des *Deutschenspiegels* (Augsburg 1274/75) und des *Schwabenspiegels* (ebenda 1275/76), des mit über 400 Handschriften verbreitetsten Textes des deutschen Mittelalters. Dort werden dann Elemente des römischen Rechts integriert, und man vermutet die Redaktion im Umkreis der Augsburger Franziskaner, die auch die Überlieferungsfassungen der Predigten Bertholds von Regensburg (um 1210 bis 1272) erstellten. Berthold selbst wurde wiederholt zur Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten geholt, und man darf annehmen, daß der Impuls, alle Belange des Lebens zu regeln, christliche Grundsätze in Alltagssituationen ebenso wie in grundsätzlichen Entscheidungen der Lebensführung wirksam werden zu lassen, wie es Berthold in seinen Predigten immer wieder forderte, aus dem umfassenden Anspruch franziskanischer Lebenslehre kommt. Diesem entspricht dann auch die rechtsschriftstellerische Tätigkeit der Minoriten.

Prosachroniken und Prosaromane

Wohl in Anlehnung an das *Lucidarius*-Modell und in Nähe zum *Sachsenspiegel* unternimmt der Autor der *Sächsischen Weltchronik* (um 1230/40) den Schritt zur Prosa – vielleicht war es ebenfalls Eike von Repgow. Jedenfalls sind der Bildungshintergrund und die politische Einstellung ähnlich, und auch die Sprache weist enge Beziehungen auf, so daß zumindest eine enge Bindung des Autors an das maßstäbliche rechtsgeschichtliche Denken und Schreiben des *Sachsenspiegel*-Verfassers sicher ist. Prosa ist hier Ausdruck heilsgeschichtlicher und faktischer Wahrheit, sie hat sich am lateinischen chronistischen Stil, aber auch an deutscher geistlicher Prosa gebildet. Einen Auftraggeber der Weltchronik hat man nicht mit Sicherheit ermitteln können, vielleicht war es einer der beiden askanischen Brüder, Heinrich I. von Anhalt oder Albrecht I. von Wittenberg; auch welfische Gönnerschaft kann nicht ausgeschlossen werden, wenn die welfenfreundliche Fassung C der Chronik tatsächlich dem Original am nächsten steht. In diese wurde, zunächst in Versen, dann aufgelöst in Prosa, novellistisches Material aus der *Kaiserchronik* integriert. Im oberdeutschen Raum wurde der Schritt zur Prosa erst ein Jahrhundert später getan, vielleicht fiel er im niederdeutschen Sprachgebiet deshalb leichter, weil es keine erzählende Epik von Rang gab, die ein zwingendes Vorbild abgegeben hätte, so daß die genealogisch-höfische Repräsentation, die Chronistik auch immer bedeutet, in Reimen stattfinden mußte. Auch niederdeutsch steht jedoch mit der *Braunschweiger Reimchronik* (von 1272/92) neben der Prosa der Vers.

Im Unterschied zu Frankreich erfolgte in Deutschland der Übergang zur Prosa, vor allem zur erzählenden, sehr spät. Im Nachbarland entstehen die ersten Prosaromane etwa parallel zur Prosachronistik (Ville-

hardouin, Robert de Clari, *Faits des Romains*) schon um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert. Der Grund dafür dürfte in den anderen Bildungsverhältnissen zu suchen sein: Das Vorbild der lateinischen Prosa war stärker gegenwärtig im Bewußtsein auch des Laienadels (etwa Geofreys *Historia Regum Britanniae*, 1139), und die höhere Literarizität erlaubte einen früheren Übergang zur Privatlektüre – denn deren Kennmarke ist ja die Prosa. Daneben steht die heilsgeschichtliche Konnotation der Prosa: Die ersten Prosaromane machen diese Dimension des Gralsstoffes zu ihrem Thema in der Pseudo-Robert-Trilogie *Joseph von Arimathia*, *Merlin* und *Prosa-Perceval* (um 1180). In ihrer Folge entsteht um 1220 der *Lancelot-Graal-Zyklus*, und für ihre Übertragung ins Deutsche (um 1250) wählt der Bearbeiter ebenfalls die Prosa, bedingt durch die Sprachform der Vorlage und durch den Wunsch, den altfranzösischen Prosaroman als ‚heilige Wahrheit‘ möglichst genau wiederzugeben, genauer als das die Adaptationen der Versromane etwa Chrétiens de Troyes (vor 1150 bis um 1190) taten. Der Verzicht auf den höfischen Reimpaarvers ist also programmatisch: Der *Lancelot-Graal-Roman* hat eine dominierend heilsgeschichtliche Dimension, und dieser war, ähnlich wie dem *Lucidarius*, die Prosa gemäß.

Geistliche Prosa

Lüge versus Wahrheit, erbauliche Lesung versus öffentlichem, der aristokratischen Selbstdarstellung dienenden Vortrag, schmucklose Prosa versus ornamentale Verkunst, die hohen Dingen angemessen ist – dieses Nebeneinander finden wir schon im geistlichen Schrifttum der althochdeutschen Zeit. Es ist wesentlich von der unterschiedlichen Gebrauchsfunktion bestimmt: Neben Otfrieds (um 800 bis 875) aristokratisch-repräsentativer Versdichtung (863/71) steht die althochdeutsche Prosa der Tatian-Übersetzung (um 830), die am ehesten als Handbuch für die religiöse Unterweisung in der Volkssprache und in der Predigt, wie sie von Karl dem Großen gefordert wurde, verstanden werden kann. Der Leutpriester sollte eine verbindliche Übertragung der Heilslehre in deutscher Sprache in der Hand haben, um die immer wieder mühevoll umgesetzte lateinische Terminologie nicht jedesmal neu leisten zu müssen. In den Bereich der pastoralen Gebrauchsliteratur gehören auch die Übersetzung des Isidor-Traktats *De fide catholica* (790/800) und, deutlicher, die *Mondsee-Wiener Fragmente* mit Teilen des Matthäusevangeliums, einer Augustinuspredigt und einem unbekanntem Predigttext. Im Rahmen des Gottesdienstes hatte die volkssprachliche Prosa ihren Platz in der Predigt – die Versdichtung dagegen konkurrierte mit dem repräsentativen Vortrag der heimischen Dichtung, vor allem des Heldenliedes. Otfried spricht es im Brief an Erzbischof Liutbert von Mainz deutlich aus: Den frivolen Gesang der Laien wolle er verdrängen.

Die Sprachform der geistlichen Prosa steht in nicht leicht zu erhellender Wechselwirkung mit dem mündlichen Vortrag. Schon für den Isidor-Übersetzer hat man in der freien rhythmischen Sprachbehandlung einen Reflex der Predigtsituation gesehen; obwohl alle volkssprachlichen Predigtbücher schriftlich konzipiert sind (und nicht Protokolle mündlichen Vortrags), nehmen sie Momente des mündlichen Stils auf, meist wohl mit exemplarischem Ziel, in Ausnahmefällen auch als literarische Rekreation eines mündlichen Personalstils wie bei Berthold von Regensburg. Die Übersetzungen gaben Formulierungshilfen für die weniger gewandten Geistlichen, denen es am Vokabular, an der Formulierungsfähigkeit oder an den geeigneten Vorlagen für die theologische Ausdeutung der Schrift fehlte, wie es der Priester Konrad in der Vorrede zu seinem Predigtbuch (vor 1200) formuliert.

Die Überlieferung altdeutscher Predigten aus dem 10. und 11. Jahrhundert ist spärlich – wir besitzen nur Fragmente einer Sammlung der sogenannten Wessobrunner Predigten, die auf lateinische Vorlagen von Augustin, Gregor dem Großen und Beda zurückgehen. Sie waren vermutlich für ein Frauenkloster bestimmt; dort erfolgte die Unterweisung in deutscher Sprache (Mönche dagegen sollten Latein können), und die weiblichen Orden blieben für lange Zeit eine der wichtigsten Zielgruppen deutscher geistlicher Prosa. Weiterhin predigten die Mönche für die Kloster-Familia, die aus Conversen und weltlichen Eigenleuten bestand, in deutscher Sprache. Wie ein Bibliotheksverzeichnis des 10. Jahrhunderts aus St. Emmeram in Regensburg bezeugt, hat es dort deutsche Volkspredigten vermutlich für ebendiesen Zweck gegeben – das dürfte keine Ausnahme gewesen sein. Erst im 12. Jahrhundert wird die Tradierung breiter. Mit dem sogenannten *Speculum Ecclesiae* aus der Mitte dieses Zeitraums liegt die älteste umfangreiche Sammlung (70 Predigten) vor, die zum Teil noch auf althochdeutsche Predigten zurückgreift, eine Kollektion von Musterpredigten für die Sonn- und Feiertage des Jahres mit Predigten unterschiedlichen Anspruchsniveaus, in denen die Wiedergabe der Perikope mit allegorischer Auslegung dominiert. Ähnliches gilt für die umfangreichen Sammlungen um 1200: die *Oberaltaicher Predigten* und das Predigtbuch des Priesters Konrad, in denen oft die einzelnen Predigten größere Länge und Komplexität erreichen.

Adressatenspezifische Elemente fehlen all diesen Predigtbüchern, sie bleiben für die Verwendung in einer nicht näher definierbaren Laiengemeinschaft bestimmt, vornehmlich wohl der Pfarrei. Der unterschiedliche Komplexitätsgrad der Predigten erlaubte dem Prediger, die Auswahl nach dem Niveau seiner Zuhörerschaft zu treffen. Ob das Aufblühen der Predigt seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, wie es die Überlieferung suggeriert, mit steigender Sorge um das Seelenheil der Laien, mit religiöser Beunruhigung (wie wir sie in anderen Zeugnissen zu erkennen

meinen), erklärt werden darf, muß offenbleiben. Die Sammlungen sind durch vielfältige überlieferungsgeschichtliche Bezüge miteinander verflochten, ganze Teile oder auch nur Einzelstücke gehen in andere Predigtbücher ein: Auf der Ebene der «einfachen» Pfarrpredigt gibt es eine weitgehende Kontinuität bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Auch die bedeutende Sammlung der *Schwarzwälder Predigten* (vor 1300) folgt im Prinzip noch dem alten Modell; es sind Musterpredigten auf Grund lateinischer Vorlagen (Predigten des Franziskaners Konrad von Sachsen), aber von deutlich höherem theologischen Anspruch. Das der Schrift entnommene Thema wird systematisch (im Sinn der scholastischen Theologie) entfaltet, nicht – wie in den einfacher strukturierten Predigten – im Zusammenhang des Evangeliums in schlichter Abfolge erklärt. Das angesprochene Publikum muß einen höheren Bildungsgrad gehabt haben; es wären am ehesten sowohl weibliche Klostersgemeinschaften wie ein städtisches Publikum vorstellbar, für die der mündliche Vortrag «ingerichtet» wurde – als Lesende kommen (neben den Predigern) vornehmlich Nonnen in Frage.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts beginnt eine neue Phase der volkssprachlichen Predigt. Die Texte, die uns aus dem Zeitraum von etwa 1250 bis 1350 überliefert sind, bleiben nicht mehr im Bannkreis der lateinischen Prediger von der Väterzeit bis zum 12. Jahrhundert wie die Sammlungen der Jahrhundertwende, stehen auch nicht mehr als Muster in lediglich exemplarischem Verhältnis zur real gehaltenen Predigt, sondern stellen vom Prediger selbst konzipierte und niedergeschriebene oder von fremder Hand in seinem Sinne notierte Predigten dar. Die Lösung von den lateinischen Vorlagen nimmt Rücksicht auf die als individueller empfundene homiletische Situation, der eine spezifische Äußerung, nicht mehr eine Applikation vorgegebener Muster angemessen war. Diese Verschriftlichungen haben auch eine weniger «öffentliche», neue Gebrauchsfunktion; sie dienten als Lesepredigten zur erbaulichen Lektüre – als Kollation im (Frauen-)Konvent zu Tisch oder in der Klosterzelle, vielleicht auch in der adligen Kemenate und der bürgerlichen Stube. Die ältere Hauptfunktion, die Handreichung für die Pfarrpredigt, erfüllten die neuen Sammlungen allenfalls in Ausnahmefällen – daneben werden die alten für die alten Zwecke weiter überliefert. Die «neue» Predigt hat als Zentren das westliche Oberdeutschland, vor allem den Oberrhein, und den mitteldeutschen Raum. Die «alten» Predigten werden in umgeschriebener, erweiterter, ergänzter Form vor allem aus dem bairisch-österreichischen Sprachraum überliefert.

Die größte Volkspredigergestalt des 13. Jahrhunderts ist der Franziskaner Berthold von Regensburg, ein untypischer Fall sowohl in der Gestaltung seiner Predigten wie in der Überlieferung derselben. Um 1210 wahrscheinlich in Regensburg geboren, ausgebildet aber wohl in Augsburg, ist

er seit 1240 als Prediger bezeugt: zunächst eben in Augsburg, dann im ganzen deutschsprachigen Süden, so in Böhmen, in Landshut (1253), Speyer (1254/55), Colmar (1255), Konstanz (1256), in der Schweiz und in der Steiermark. Er predigte den städtischen Mittel- und Unterschichten, aber auch die Landbevölkerung strömte zu seinen Predigten, die er häufig im Freien hielt. Die Zeitgenossen übertrieben seine Anziehungskraft auf die Zuhörer gewiß um mindestens das Zehnfache, wenn sie von zweihunderttausend sprechen. Seine Predigten sind vornehmlich in drei deutschen Sammlungen erhalten, deren älteste noch zu seinen Lebzeiten, die beiden anderen jedoch erst nach seinem Tod im Jahre 1272 angelegt wurden, sämtlich Bearbeitungen von Augsburger Franziskanern, die auf der Basis von lateinischen Predigten Bertholds unter dem Eindruck seiner Predigtweise seinen individuellen Stil nachgebildet haben. Im Unterschied zur gewaltigen Wirkung seiner mündlichen Rede blieb die Wirkung der Verschriftlichung gering. Die Differenz erklärt sich leicht daraus, daß die Adressaten der Reden, auf deren Situation sie in einer so spezifischen Weise ausgerichtet waren, nicht lesen konnten, und die lektürefähigen Schichten, vor allem die lesenden Nonnen und gebildeten weiblichen Laien, nicht angesprochen wurden. Das war ganz anders im Fall der mystischen Predigt. Die verschriftlichten Berthold-Predigten waren eine exemplarische Dokumentation seiner Tätigkeit, nicht geeignet für erbauliche Lektüre. Sie vermitteln einen Eindruck von der persönlichen Redeweise des Franziskaners: Berthold war ein wortmächtiger Buß- und Sittenprediger und kein Theologe. Er konzentrierte sich auf allgemeine und standesspezifische ethische Kritik, er mahnt zur Verwirklichung der christlichen Tugenden im Alltag und tut dies in konkreter Weise, indem er das jeweilige Fehlverhalten der Stände geißelt, zum Beispiel die betrügerischen Praktiken der Markthändler, oder indem er die Putzsucht der Männer und Frauen karikiert. Oft spricht er seine Adressaten direkt an, bezieht einzelne Gruppen aus der Zuhörerschaft ein, grenzt andere aus und bringt sich auch selbst, mitunter ironisch, ins Spiel. Seine neuartige Predigtweise, die mit inhaltlich-erzählerischen Mitteln, volkstümlichem Sprachgebrauch und einer stark rhetorischen Syntax arbeitet, erlaubt darüber hinaus einen Blick auf die Realität, in der die angesprochenen und kritisierten Sünder leben – eine Realität, die in der zeitgenössischen Literatur weniger deutlich sichtbar wird. An theologischem Gehalt sind Bertholds Predigten denen des zeitgenössischen Schwarzwälder Predigers durchaus unterlegen. Die Warnung aber, nicht zuviel über Glaubensdinge nachzudenken, sondern in christlicher Einfalt tugendhaft zu handeln, gilt nur für seine Zuhörer, nicht für ihn selbst: In seinen lateinischen Predigten zeigt er sich durchaus als systematisch disponierender Exeget der Heiligen Schrift. Diese Predigten wurden auch entsprechend häufig abgeschrieben, wir kennen 263 Handschriften, die die <alte> Funk-

tion des Predigtmusters hatten. Eine Sammlung seiner deutschen Predigten (Sammlung Z) wurde speziell für den klösterlichen Gebrauch geschaffen: Der Franziskaner war nicht nur ‹Volksprediger›, seine Wirkung erstreckte sich auch auf den Konvent, vornehmlich auf Clarissinnen oder Tertiärerinnen; denn Aufgabe der Franziskaner war auch die Seelsorge für die Frauengemeinschaften. Die acht Predigten repräsentieren vielleicht die ältesten deutschen Nonnenpredigten; daß auch sie gegenüber der mystischen Predigt weniger beliebt waren, wird an Bertholds moralisch-rigoristischem Eifer liegen, den er auch hier nicht ablegt. Der mystische Weg der Vollkommenheit durch Vereinigung mit dem Göttlichen entsprach besser den Bedürfnissen der geistlichen Frauen.

Sein Gefährte David von Augsburg (bezeugt von 1246 bis 1272) ist nicht als Prediger hervorgetreten, sondern als Theologe in lateinischen und deutschen Werken. Mit seinem Namen verbindet sich der Beginn eines franziskanischen Schrifttums in deutscher Sprache, vornehmlich bestimmt für die ‹cura monialium›, die Nonnenseelsorge. In den *Sieben Staffeln des Gebets*, die es in einer deutschen und einer lateinischen Parallelfassung gibt, wird der Weg zur Einheit von Gott und Seele in aufsteigender Ordnung der geistlichen Übungen gelehrt. Seine franziskanische Lebenslehre ist weniger vom mystischen Erleben als von der asketischen Disziplin bewegt. Hier zeigt sich erstmals das Deutsche als theologische Sprache, die zwar noch vom Lateinischen geprägt, aber nicht mehr eng an es gebunden ist. Im ersten ‹aszetisch-mystischen› Erbauungsbuch in deutscher Sprache, dem um 1280 in Augsburg entstandenen Sammelwerk *Baumgarten geistlicher Herzen*, stehen Texte und Exzerpte aus Schriften Davids und Predigten Bertholds nebeneinander. Das eher praktisch-asketische als mystische Kompendium ist wiederum im Rahmen der Betreuung franziskanischer Frauenklöster zu denken; doch wie den anderen Schriften dieses Kreises lief die dominikanische Mystik ihm bald Rang und Wirkung ab. Darüber hinaus wirkt das ‹franziskanische Schrifttum› auch auf die stadtpatrizischen Schichten: Der *Schwabenspiegel*, das Rechtsbuch und das dazugehörige Prosa-Geschichtsbuch, das *Buch der Könige* (mit der Prosaauflösung der *Kaiserchronik*), um 1275 in Augsburg entstanden, visieren diese Kreise an.

Während die Predigten des Schwarzwälder Predigers sich an ein Klosterpublikum, vielleicht auch an ein städtisches richten (eine gewisse Mehrfunktionalität ist dem Typus inhärent), ist der Rahmen für den St. Georgener Prediger (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts) mit Sicherheit die Klostergemeinschaft. Die Predigten waren ursprünglich bestimmt zur erbaulichen Tischlektüre in einem Zisterzienserklöster, eher in einem Frauen- als in einem Männerklöster, denn dort war die Kollation noch lateinisch: Lesepredigt war in erster Linie ‹Frauenliteratur›. Der Prediger stellt das Klosterleben als die höchste christliche Lebensform

dar; denn die Regeln der Welt sind die Sünden der Unkeuschheit, der Augenlust und der Überheblichkeit, die des Klosters aber Armut, Keuschheit und Gehorsam. In dieser Bindung besitzen Klostermann und -frau die Freiheit der Kinder Gottes, die Weltleute hingegen sind unfreie Knechte der Sünde. Der Vorgang der Heiligung im Kloster wird mit Begriffen beschrieben, die, in der Nachfolge Bernhards von Clairvaux (um 1090 bis 1153), mystische Momente umfassen: der Durchbruch der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten zur Schau von Gottes Gewalt, Weisheit und Güte und seiner Schönheit, seiner Freude und Ewigkeit. Weiterhin kommen Aspekte der Hohe-Lied-Mystik hinein in der Vorstellung der hochzeitlichen Vereinigung der Seele mit dem himmlischen Bräutigam. Hier hat der Prediger (oder ein späterer Redaktor) auf das *St. Trudpertes Hohe Lied* zurückgegriffen, in der Fassung des sogenannten *Palmbaumtraktats* (Nr. 60).

Das *St. Trudpertes Hohe Lied* ist ein Werk der Mitte des 12. Jahrhunderts, etwa hundert Jahre jünger als das Werk Williram von Ebersberg (um 1010 bis 1085), das für die Übersetzung des Bibeltextes benutzt wurde, während der Kommentar die modernen Theologen der Zeit – Rupert von Deutz, Hugo von St. Viktor und Bernhard von Clairvaux – heranzieht. Es handelt sich, wie bei den gut einhundert Jahre jüngeren *St. Georgener Predigten*, um einen Text zur Tischlektüre für Nonnen, hier eines Benediktinerklosters, mit dem sie zur «männlichen Gotteserkenntnis» gelangen sollen. Diese Erkenntnis wird über die Abwendung von den weltlichen Dingen erreicht. Der poetisch-hymnische Gestus des lateinischen Bibeltextes schlägt in der deutschen Übertragung und auch gelegentlich im Kommentar durch. Damit erreicht das *St. Trudpertes Hohe Lied* eine sprachliche Dichte und Ausdrucksfülle, die in der geistlichen Prosa des 12. Jahrhunderts noch selten ist und vorausweist auf die vom gleichen Schrifttext inspirierte Brautmystik der Mechthild von Magdeburg (um 1207 bis um 1282). Die Nonnen- und Beginenspiritualität der Folgezeit wird sich immer wieder an diesem Text und seiner Auslegung durch Bernhard (meist sekundär vermittelt) entzünden. Neben den kühnen sprachlichen Formulierungen Mechthilds und der Vermischung brautmystischer Motive mit Legenden- und Mirakeltopik in den Schwesternviten des 14. Jahrhunderts ist dieser Text ein weiteres Zeugnis der Kontinuität. Er greift einerseits auf Williram zurück und wird andererseits vom *Palmbaumtraktat* benutzt, der noch bis in den Buchdruck gelangte. Die Kontinuität der geistlichen Prosa ist eine Kontinuität des Gebrauchs, der (oft gemeinsamen) erbaulichen Lektüre bibelexegetischer Schriften, die Zentralanliegen des christlichen Glaubens und Lebens thematisieren.

In einfacher Form geschieht das in den *Evangelienharmonien*, deren älteste, die Übersetzung der lateinischen Harmonie des Tatian, zu den wichti-

gen Taten der althochdeutschen Übersetzungsliteratur (um 830) gehört. In der Mitte des 13. Jahrhunderts wird der lateinische Text neu ins Mittelniederländische übertragen und erscheint seit Ende des Jahrhunderts auch im Deutschen, zuerst in Köln, und wandert dann den Rhein aufwärts. Das Bedürfnis, den Evangelienbericht und die Heilstatsachen in zusammengefaßter Form für die erbauliche Gruppen- und Einzellektüre zur Verfügung zu haben, läßt seit 1300 eine größere Anzahl vornehmlich von Passionsharmonien entstehen. Der Exegese ist – im Unterschied zur Predigt – in diesen Texten kein Raum gegeben. Die Betrachtung des Leidens Christi, ganz auf den biblischen Bericht bezogen, sprach wiederum in erster Linie fromme Frauen an.

Von ganz anderem Anspruch ist das Anliegen, christlichen Glauben und christliches Leben zu vermitteln, wie es Eckhart (um 1260 bis um 1327/28), der wohl größte Meister deutscher Prosa in unserem Zeitraum, verwirklicht. Er ist hochbedeutender Theologe und als solcher lateinischer Autor von Rang, aber seine Verkündigung von der Gottesgeburt in der Seele des Menschen, seine mystische Theologie formuliert er in der Volkssprache. Denn die Traktate und Predigten zielten auf Unterweisung der des Lateinischen nicht mächtigen Dominikanerinnen und der Laien schlechthin, wie auch Latein als systematische Wissenschaftssprache mit langer, bestimmender Tradition nicht in dem Maße neuen Erfahrungen offen war wie die Volkssprache [441; S. 29f]. Diese Sprachwerdung der mystischen Theologie ist die Leistung Eckharts. – Die Übersetzungen früher mystischer lateinischer Schriften wie der *Epistola ad fratres de Monte Dei* des Wilhelm von St. Thierry (um 1085 bis 1148/49) aus dem späten 13. Jahrhundert unterscheiden sich in ihrem sachlich-bescheidenen Anspruch nicht von den Übersetzungen der <deutschen Scholastik>, etwa der mittelhochdeutschen *Summa theologica* aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die mystische und scholastische Übersetzungsprosa gehört insbesondere dem 14. und 15. Jahrhundert an und folgt der älteren deutschsprachigen Mystik, ohne an ihrer sprachlichen Emanzipation teilzuhaben.

Die Einbindung der deutschen Mystik in die herkömmlichen Gebrauchsfunktionen der geistlichen Prosa verdeutlicht die Predigtsammlung *Paradisus animae intelligentis* aus der Zeit um 1340 aus dem Erfurter Dominikanerkloster: 64 Predigten von zwölf mystischen Predigern, darunter 31 von Meister Eckhart. Die Sammlung ist – wie schon das *Speculum ecclesiae* (fast 200 Jahre älter) – nach dem Kirchenjahr in Temporale (Sonntagspredigten) und Sanctorale (Heiligenpredigten) geordnet, aber dieses traditionelle Schema zeigt nicht mehr die intendierte Nutzung auf: Lektüre an einem bestimmten Tag. Das ausführliche Register verzeichnet die Thematik der Predigten ziemlich detailliert und weist damit auf eine spezifische Auswahl: die Dokumentation der dominikanischen Erkennt-

nismystik (*anima intelligens*) mit der Lehre Eckharts im Zentrum – womöglich in der Abwehr des Häresieverdachts gegen den Meister [441; S. 25]. Gleichzeitig ist die Sammlung als Lese- und Lehrbuch der spekulativen Mystik rezipierbar und gehört damit in den Kreis weniger thematisch streng konzipierter Corpora aus der zweiten Jahrhunderthälfte. Die Verbindung dieser Sammlung zu anderen Predigtbüchern wie dem des Hartwig von Erfurt, das etwa zur gleichen Zeit entstanden ist, zeigt den weiteren Gebrauchshorizont: Hier steht spekulative Mystik in der Nachfolge Eckharts neben einfacher theologischer und ethischer Unterweisung im Stil der Predigten vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Gleichzeitigkeit des scheinbar Ungleichzeitigen erklärt sich wiederum aus dem so breit entwickelten Bedürfnis immer weiterer Kreise unterschiedlichen Bildungsniveaus nach geistlicher Erbauung und Lehre. Das Stadtbürgertum tritt mehr und mehr neben die traditionellen Rezipienten deutschsprachiger geistlicher Texte (die lesenden weiblichen Religiösen); dazu gewinnt gerade die deutschsprachige Mystik als eigenständige deutschsprachige Theologie einen großen Teil des bisher vornehmlich Latein lesenden Klerus.

Neben Predigt und Traktat (die Übergänge sind fließend) wird im 15. Jahrhundert dann die Legende zur wichtigsten Gattung geistlicher Prosa.

Die geistliche Prosa unseres Zeitraums ist sowohl traditionell wie neu: traditionell in der Bindung an sich nur langsam verändernde Gebrauchsfunktionen, die sich in der Überlieferungsgeschichte spiegeln; neu in der Rhetorik und Anschaulichkeit Bertholds von Regensburg, neu in der aus höfischer Sprache hochgetriebenen erotischen Bildlichkeit Mechthilds von Magdeburg und neu in der Begrifflichkeit Meister Eckharts. Daß seine ‚Verantwortung‘ mystischer Erfahrung vor allem durch den Bedarf an mystischer Erbauung formelhaft vererbt und zersetzt wurde, gehört zum vielfältigen und bunten Bild der geistlichen Prosa.